



Abend:

Zeitung.

185.

Sonnabend, am 3. August 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Heß).

### Ludwig des Heiligen Abschied.

1 2 2 7.

Kaum glänzt die Morgenröthe  
Am blauen Himmelsdach,  
So schmettert die Trompete  
Viel' edle Pilger wach.

Der Landgraf, der genommen  
Das Kreuz aus Priesterhand,  
Mit einer Schaar von Frommen  
Zieht in's gelobte Land.

Er hält sein Weib umfassen,  
Ihm ist so weh um's Herz;  
Todtbleich sind ihre Wangen  
Vom übergroßen Schmerz.

Nicht wissen ihre Kleinen,  
Was das bedeuten soll;  
Sie beben tief und weinen,  
Das Herz so trauervoll.

Horch! Da erschallt aufs Neue  
Die Tuba vor dem Haus;  
„Nun Lebwohl, Getreue!“  
Ruft ernst der Landgraf aus.

„An wem dereinst Ihr schauet  
Dies Kinglein meiner Hand,  
Dem glaubet, dem vertrauet,  
Er kommt von mir gesandt.“

Am Kinglein aber zeigt sich  
Ein weißes Gotteslamm;  
Die Fromme sieht's und neigt sich  
Getröstet wundersam.

D'rauf drückt der Fürst die Kleinen  
Mit Inbrunst an sein Herz;  
Er möchte heiter scheinen,  
Und bannen ihren Schmerz.

„Seyd, ruft er, Gott befohlen,  
Der stets uns allen nah;  
Ich will Euch Blümlein holen  
Vom heil'gen Golgatha!“

Adolf Bube.

### Diner's und Toast's.

Von Emile d'Estrees.

Ich könnte der Alio, der Muse der Geschichte, fast zürnen, daß sie uns so wenig über Tischgespräche mittheilt. Das Ausführlichste was wir darüber besitzen ist Plato's und Xenophoe's Symposium, Luthers Tischreden, Theodul's Gastmahl und Le diner de Beaucaire. Alles übrige ist fragmentarisch. So wissen wir zum Exempel, daß die alten Aegyptier bei ihren Gastmählern Bilder von Todten herumgehen ließen, und sagten: „Freuet euch.“ Wir lesen, daß die Pythagoräer an Tischen zu zehn speiseten, Brod, Wein und Früchte genossen, und daß nach beendetem Mahl die älteren Brüder den Jüngern Sprüche der Weisheit mitgaben. Wir haben's schon als Knaben

gehört, daß der Kaiser Augustus bei Tisch, besonders beim Nachtisch, die Lyra umhergehen ließ, daß er Lotterien und Auctionen anstellte, daß er mit Würfeln sich und seine Gäste unterhielt. Wir haben's längst gewußt, daß Caligula sein Pferd, welchem die Consul-Würde übertragen war, bei Tafel erscheinen ließ, daß Carl der Große sich aller Helden Thaten und Leiden vorlesen und vorsingen ließ, und daß er die Bücher des Augustinus, welche de civitate Dei handeln, am liebsten hörte. So erzählt man, daß Heinrich der Vierte, der gute König, nirgend lieber, als unter seinen Kindern speiste; — indes Specielles, Detaillirtes wissen wir natürlich in Betreff der Tischgespräche gar nicht. Wir können wohl im Allgemeinen die Diners der größten Helden der Menschheit charakterisiren; aber das genügt doch dem historischen Sinne nicht: das Diner bei Bonaparte war kurz, bei Friedrich dem Großen pikant, bei Georg dem Vierten heiß, bei Kaiser Franz gemessen, bei Karl XII. à la campagne, beim Fürst Primas, dem edlen Dalberg, sofratisch, bei der Fürstin Pauline von Lippe bürgerlich, bei Kant vernünftig, bei Lord Byron nach Art des Old-England, bei Alexander Dumas üppig, bei George Sand à l'Anglaise, bei Sir Walter Scott romantisch, bei H. Heine à la judéenne.

Ach! sagt der Historiker, was hilft mir das Charakterisiren, wenn ich keine Thatfachen habe. Wer ist, der mir sagen kann, fährt er fort, was der verlorne Sohn mit der Festgesellschaft gesprochen hat, als sie des verlorenen Sohns Braten verspeiseten? Wenn ich, sprüht ein lernbegieriger, gesitteter Bibliophile, wenn ich erst als Oberbibliothekar die Aufgaben der Berliner Akademie auszuschreiben habe, meinen ersten Preis werd' ich aussetzen für den, welcher am gründlichsten nachweist, was Rudolph von Habsburg bei Tisch mit seinen sieben Töchtern — die beiläufig gesagt im Führen der Nadel sehr ungeschickt gewesen seyn müssen, da der Kaiser seine zerrißenen Wämser selbst flickte — am liebsten abgehandelt habe. Ein noch jüngerer Bibliophile, der auf dem Punkt steht sich der jung-Hegel'schen Rotte anzuschließen, weil der Rottenmeister ein forscher Kerl ist, sagt: „Wenn ich historische Preisaufgaben zu stellen hätte, ich würde sie allemal aus der Fluth und aus dem Gewoge der Gegenwart herausgreifen;“ ich würde zum Exempel sagen: „Beschafft mir das gerichtlich documentirte Concept der Tischreden, die geführt sind seit dem 1. Januar 1839 zwischen der Königin Victoria, dem Herzog von Suffer und Lord Melbourne.“ Oder: „Zeichnet mir mit historischer Treue Alles dasjenige auf, was die Königin von Griechenland gesagt hat, so oft ihr auf klassischem Boden

Schöpfenbraten vorgesetzt ist.“ Oder: „Gebt mir den Unterschied der Tischgespräche des Franzosen Thiers und des deutschen Richters Bühren, der sich in der Geschichte der hannoverschen zweiten Kammer unsterblich gemacht hat.“

So lange aber alle diese weitaussehenden Ideen noch Ideen d. h. nicht ausgeführt sind, jagt uns die Historie selbst auf das nahe Gebiet der Poesie hinaus, und ich bin überzeugt, das Diner fordre mit Nothwendigkeit eine neue poetische Gestaltung. Wer mit der dramatischen Poesie bekannt ist, der wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß nichts so unbefriedigend ausfalle wie ein Diner auf dem Theater, d. h. wie das Diner und die dazu gehörigen, unzertrennlich damit verbundenen Gespräche. Wenn nun ein Dichter Studien zur Regenerirung dieses Zweiges der Kunst machen wollte, dem möchte ich als Leitfaden folgende Eintheilung vorlegen. Ich theile nämlich alle Tischgespräche ein in materielle, das sind solche, wo der Geist des Genießenden in dem Stoffe, den er vor sich hat, aufgeht; in sentimentale, die man von Herrn Krummacher und dem Herrn Strauß in Berlin lernt; ferner in ärgerliche, namentlich zwischen Mann und Frau, wenn die Ehe kinderlos ist: als Muster dient jenes Sclert'sche „Der Pecht ist blau;“ und endlich in charakteristische: wenn der Eilwagen 20 Minuten Zeit zum Diner giebt.

Schwieriger würde es für den Dichter schon seyn, ein Tafel-Genie zu erfinden, weil wir Deutschen wirklich arm an solchen sind. Jean Paul ist schon keins gewesen; Friedrich Schlegel war zu sehr Gourmand um es zu seyn; daß Kant gegessen und getrunken, kann man sich so wenig vorstellen, wie daß er Kinder gezeugt habe; Leibniz war zu wenig praktisch um Tafel-Genie seyn zu können; Grabbe, der ruhmgekrönteste der Dichter, war auch keins; Goethe war weniger Tafel- als geselliges Cirkel-Genie; der einzige Deutsche, den ich kenne, und den man allenfalls Tafel-Genie nennen könnte, ist Semilasso. Wenn nun ein neuester Dichter diesen Charakter idealisiren will, der setze ihn entweder an eine Tafel der Septembriseurs, oder er bringe ihn neben Cromwell an jenem Mittage des 20. April 1653, wo er an der Spitze von 300 Soldaten „zur Ehre Gottes“ das Parlament aus einander gejagt hatte; oder er placire ihn an eins der großen Gastmahle, die während der Göttinger Revolution in Göttingen selbst gegeben wurden. Besagtes Tafel-Genie wird nun bei allen diesen Festen die unabweisbarste Gelegenheit haben, sich insonderheit als Vortrinker d. h. als Ausbringer von Gesundheit zu zeigen.

Diese edle Sitte des Gesundheittrinkens, die bei den

alten Römern so gut wie bei den alten Germanen herrschte, kommt jetzt bei uns durch Nachahmen des englischen Wesens wieder auf. Leberreime sind nicht mehr modern: wir haben tendenziöse Gesundheiten; wie möchten auch andere passen zu unsern ständischen Dinern, zum Kunstverein- und Musikfest-Schmause. Als ich im Jahr 1834 Präsident der zweiten Kammer der Lein-legenstein'schen Stände war, und damit aus der Ruhe meines ländlichen Aufenthalts gerissen, kam ich wirklich bei den häufigen Dinern in Verlegenheit — wenn ein Mann wie ich in Verlegenheit kommen könnte — durch das Gesundheitstrinken. Ich theile meinen Lesern mit Vergnügen das Schema mit, was ich mir damals zu dem Zweck entworfen und die Bemerkungen, die ich über den Gebrauch gemacht habe.

Die formellen Toasts, die nichts bedeuten und nichts sagen, bei denen auch nichts gefühlt wird als der Spiritus, den man hinuntergießt, die nehmen überall den ersten Platz ein. Mit den tendenziösen kann nicht vorsichtig genug umgegangen werden. Als zum Beispiel der Herzog von Cambridge die Gesundheit des Königs von Hannover ausgebracht hatte, da behauptete die eine Partei, er habe das Schicksal von Hannover bejammert, die andre, er habe es gepriesen. Nach einer stürmischen Debatte in den Kammern, nach einem Gesetzworschlage der Regierung, bei Geburtstagsfeierlichkeiten der Landesfürstin oder des Landesfürsten, oder des Ex-Regenten können die Toast's nicht tendenziös genug seyn. Wird aber ein Diner veranstaltet von der Comité der Gas-Compagnie, oder der Eisenbahn-Gesellschaft, so müssen generelle und specielle Gesundheiten wechseln, als bergmännische, kaufmännische, geistliche, militairische, industrielle, provinzielle und ökonomische. Ist die Gesellschaft eine aus dem weiblichen und männlichen Geschlecht gemischte, so sind gewisse Rococo-Gesundheiten nicht genug zu empfehlen. Ich rechne dazu zunächst die mystischen. Man glaubt gar nicht, von was für Effekte z. B. der Toast ist „der Forsten Wachsthum!“ oder „Hänschen im Keller“ — Wunder über Wunder sind dadurch schon gethan! Beim Desert machen sich auch die amoureux oder Küßgesundheiten nicht übel. Die zarteste dieser Gattung, die keine Frisur zerstört, und bei welcher keine Fischbeinstange des Reifrocks zerbrochen wird, ist diese:

Nimm das Glas und thu' wie ich;  
Sieh mich an und küsse mich.  
Nimm das Glas und setz' es nieder,  
Sieh mich an, und küß' mich wieder!

Doch, da der Schluß des Gastmahls allemal nicht

fern mehr ist, wenn man an die amoureux kommt, so schließe ich auch diese Betrachtungen, erlaube mir aber zugleich zwei Bemerkungen oder Aufforderungen: eine an die Historiker, daß sie doch die Geschichte der Tischgespräche nicht vernachlässigen mögen, und eine an die Poeten, daß sie doch nicht versäumen mögen, zur neuen poetischen Gestaltung des Diners das Ihrige, theoretisch wie praktisch, beizutragen. *Emile d'Estrees.*

### Collegialische Freundschaft.

Der Arzt, Doctor Friend in London kam wegen angeblichen Hochverraths 1722 in den Tower. Er hatte sich lebhaft gegen den ersten Minister geäußert, und dieß war hinreichend, ihm den Prozeß zu machen. Aber der Herr College Mead († 1759 81 Jahre) rettete ihn. Der beleidigte Minister wurde krank und schickte zu Mead. Er kam, untersuchte die Krankheit und versprach schnelle Hilfe, aber nicht eher, bis Friend losgelassen sey. „Die Krankheit nehme zu; keinen Tropfen Arznei verschreib' ich, bis Friend frei ist!“ erklärt der eigensinnige Dr. Mead. Endlich hat der Minister die Freilassung beim König so weit bewirkt, daß der Befehl zur Loslassung nur noch unterzeichnet werden darf und läßt wieder den Arzt rufen. „Ich komme, wenn der Befehl unterzeichnet und vollzogen ist, aber nicht einen Augenblick eher!“ lautet Meads Antwort. Und eher kam er auch nicht; zum Dank stellte er aber nun auch den geängsteten Minister her. Dr. Friend erhielt zugleich vom Herrn Kollegen 5000 Guineen. Es hatte dieser während seiner sechsmonatlichen Gefangenschaft die ganze Praxis besorgt und für ihn dieß verdiente Sümmden aufbewahrt. Die Leute wollen sagen, daß jetzt solche collegialische Freundschaft recht selten sey. \*r.

### Ameiseneier von Thuringus.

Die Rabbinen behaupten, daß aus einem lächelnden Kinde die Teufelin Lilis lächle — die Christen, daß die Engel mit dem Kinde spielen. —

Die glücklichsten Bräute weinen gerade am Hochzeitstage die meisten Thränen.

### G n o m e.

Fehlet der Kluge zuweilen, so triumphiret der Dummkopf;  
Aber der Thor vergift, daß es nur selten geschieht.

Carl Hälden.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz = Nachrichten.

Berlin, den 1. Juli 1839.

Da ich einerseits kein Freibillet für das Königsstädtische Theater besitze, andererseits aber auch weder mir noch meiner Frau oder meinen Kindern von dem Commissionsrath Cersf irgend etwas Böses zugefügt worden ist, so bin ich in der That in großer Verlegenheit, ob ich mit geschmeidiger Toleranz die Vorstellungen der Seiltänzer-Familie Averino auf der Königsstädter Bühne gut heißen, oder in rasch-aufloferndem Zorn über die Entweiheung des Kunsttempels Jeter schreien soll. Es giebt Verlegenheiten, von denen sich die Schulphilosophie nichts träumen läßt, und gegen welche Knigg's Umgang mit Menschen eben so wenig als des Herrn von Sydow unschätzbare Werk über die besten Mittel mit aller Welt und mit der eignen Frau in gutem Vernehmen zu leben eine Auskunft giebt. Bei der Menge von Bettern und Basen, die ich, Gott sey's geklagt, besitze, bei der demnach gegebenen Möglichkeit, daß ein Stück von meinem Fleisch und Blut die Königsstädter Bretter irgend beschreiten, über kurz oder lang aber von Herrn Cersf entlassen werden könnte, bei dieser Möglichkeit sag' ich, fühl' ich einen großen zelotischen Eifer in mir erwachen, und ich kann denn nicht anders als sagen: „Steiniget ihn! Er ist ein Tempelschänder! Er läßt auf der Bühne tanzen, nämlich auf dem Seil!“ Bedenk' ich aber andererseits, daß vielleicht keiner und resp. keine meiner Bettern und Basen Schauspieler und -lerin wird, also auch nicht von Herrn Cersf fortgejagt werden kann, ich aber für die Folge wohl einmal ein Freibillet erhalten könnte (denn was ist bei Gott unmöglich?), so zieht mit einmal ein warmer Hauch der Duldung durch meine Brust, und ich spreche, etwas näselnd, also: „Kinder, sey'd doch keine Narren! Tanz ist Tanz, ob auf dem Seil oder auf der Erde, das verschlägt nichts. Ein staunenswerther Grad gymnastischer Fertigkeit ist schon sehenswerth, und was man im Circus ansehen kann, darf auch nicht schänden, wenn man's im Theater sieht. Das Theater ist ja auch nicht bloß zur Belehrung, sondern auch zur Unterhaltung! Und unterhalten müssen die Leistungen dieser Italiener doch wohl, sonst würden ja die Leute nicht hingehen. Also habt Euch nicht so, Kinderchen, Ihr laßt ja doch sonst ein Wort mit Euch reden! Wie viele Lustspiele sind nicht noch niedriger und schlechter als ein Seiltänzerstückchen! Und dann bedenkt, daß die Königsstädter Bühne ein Privatinstitut ist, das die heilige Verpflichtung gegen sich selbst hat, seine Existenz zu erhalten. Wenn die Bühne nichts hat, giebt ihr Keiner was, also muß es auch dem Eigenthümer freistehen.....“ Rein, mehr sag' ich nicht. Erst will ich sehen, ob mein Lustspiel, das ich bei der Königsstädter Bühne eingereicht habe, von derselben angenommen wird. — Wird's — gut, so benedicire ich den Seiltanz; wird's nicht — auch gut, so vollende ich die oben abgebrochene Phrase nicht, und dann wehe! über die Kunstschänder. Es hängt Alles von Umständen ab, lieber Herr Redakteur, man muß ein wahrer Diplomat seyn. Ja, es ist ein Unheil. Sie freilich, mögen über solche Dinge vielleicht lachen. Sie sitzen in Dresden in Fried' und Ruhe, haben kein Königsstädter Theater und wissen beim besten Willen nicht worüber Sie sich ärgern sollen; aber mit uns hier ist es ganz anders. Macht das Königsstädter Theater fiasco, so ärgern wir uns natürlich, äußern uns vernehmlich über sündhafte Verhöhnung eines Kunstinstituts und dergl., wobei uns die Galle leicht

ins Blut gehen könnte; macht dasselbige Theater aber Furore, so ärgern wir uns natürlich auch, schütteln voll Eifer die Köpfe, und sagen: da sieht man, was diese Bühne leisten könnte, wenn sie in andern Händen wäre, z. B. in unsern! und dabei geht uns die Galle gewiß ins Blut. Großer Gott! und wenn man noch immer so von der Leber wegreden könnte! aber, leider! bald bindet uns Vorsicht für die Zukunft, bald Rücksicht auf die Vergangenheit die Zunge. Allerdings giebt es auch hier Leute, die ohne Scheu und Zagen, ohne persönliche Leidenschaft ihre wahre Meinung nach innerster Ueberzeugung frei heraus sagen, wie sie das z. B. in Bezug auf die Averino's in unseren Journalen —

Vergessen Sie Ihre Rede nicht! Ad vocem Journal muß ich Ihnen rasch eine Neuigkeit erzählen, die so neu ist, daß sie sich noch gar nicht zugetragen hat. Wir werden über's Jahr, oder doch über zwei eine Zeitschrift haben, die „der Blic“, oder „das Licht“ heißt, und noch ein oder zwei Jahre später ein anderes unter dem Titel „der Gedanke“, wobei Sie aber an Ideen nicht just zu denken brauchen. Woher ich diese Neuigkeiten weiß, das sollen Sie erfahren. Es sind nun 38 Jahre her, da ward in Berlin eine Zeitschrift gegründet, die hieß „der Beobachter.“ Ein Beobachter ist kein Spion, der umherschleicht zu lauschen und zu forschen, sondern ein Beobachter sitzt still, läßt die Sache an sich kommen, und theilt je nach Muße und Laune das Erfahrene wieder mit. Das war denn doch ein wenig zu kommode, und es erhob sich einige Jahre später „der Gesellschafter;“ ein solcher ist schon ruhiger, er macht Visiten, erzählt, fragt und bringt das Erfragte weiter herum. Als 20 Jahre später wieder Einem die Lust ankam, ein Blatt in Berlin zu gründen, nannte er dasselbe die „Schnellpost.“ Das war ein gewaltiger Sprung von dem behaglichen Trippelgange eines Gesellschafters bis zum gestreckten Trabe unserer Schnellposten. Allein man hörte nicht auf progressiv fortzuschreiten. Nach der Schnellpost kam eine „Estatette“, auf diese folgte gar ein „Courier.“ Endlich lief sich, wie Sie wissen, die Berliner Journalistik außer Athem und war genöthigt zu verschlafen, bis sie in neuerer Zeit, durch Haber und Rast gestärkt, sich wieder in Galopp setzte, und zwar, wie Sie ebenfalls wissen, in Gestalt der „Estatette.“ Der nächste Schritt wäre nun freilich zur „Locomotive“ oder dergl., aber das Mißtrauen gegen die Eisenbahnen oder was sonst, hat den Begründer des neuesten Journals, dessen erste Nummer mir heut durch einen vertrauten Freund zugegangen ist, bewogen, zwei Schritte statt einen zu thun, und sein Blatt den „Berliner Telegraphen“ zu nennen. Neben einem solchen kann sich eine Estatette, selbst eine preussische, schon zu Tode reiten, es müßte denn seyn, daß trübe Bitterung einfielen. Die Wahrheit zu gestehen, ist der „Telegraph“ ein redivivus, denn bereits vor mehreren Jahren ward er von dem Herrn v. Rädern, der ihn auch jetzt redigirt, herausgegeben, hörte aber, ich glaube wegen Kränklichkeit des Redakteurs, zu erscheinen auf, und tritt jetzt von neuem hervor. Ich kann Ihnen heute nur Mittheilungen über die äußere Einrichtung des Blattes machen, aber ich beschwöre Sie mit Glauben zu schenken, das, was ich Ihnen erzähle, möge auch noch so fabelhaft klingen. Von dem „Berliner Telegraphen“ erscheint wöchentlich ein Bogen Text in kl. 4., zu jedem Bogen, also wöchentlich ein Modebild, und hierfür ist der monatliche Abonnemerts-Preis (horribile dictu!) 5 Sgr.!

(Fortsetzung folgt.)

Nebst einer literarischen Beilage von Desforges und Comp. in Paris.